

Nikos Kazantzakis
Alexis Sorbas

Nikos Kazantzakis

Alexis Sorbas

Abenteuer auf Kreta

Aus dem Neugriechischen
von Alexander Steinmetz

Anaconda

Titel der griechischen Originalausgabe:
Βίος και πολιτεία του Αλέξη Ζορμπά (Athen 1946)
Lizenz Ausgabe mit freundlicher Genehmigung
© der deutschsprachigen Ausgabe:
F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© dieser Ausgabe 2008, 2023 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: »Alexis Zorbas«, 20th Century Fox / Album / akg-images

Umschlaggestaltung: dyadesign, Düsseldorf, www.dya.de

Satz und Layout: InterMedia – Lemke e. K., Heiligenhaus

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN 978-3-86647-297-6

www.anacondaverlag.de

Personen

Alexis Sorbas	<i>Mazedonischer Arbeiter</i>
Madame Hortense	<i>Alternde Chansonette</i>
Anagnostis	<i>Gemeindeältester</i>
Marulja	<i>Anagnostis' Frau</i>
Pater Stephanos	<i>Pope des Dorfes</i>
Andruljos	<i>Küster</i>
Mawrandonis	<i>Dorfschulze</i>
Pawlis	<i>Mawrandonis' Sohn</i>
Surmelina	<i>Witwe des Dorfes</i>
Kondomanoljos	<i>Kaffeehauswirt</i>
Mimithos	<i>Dorftrottel</i>
Manolakas	<i>Flurwächter</i>
Sfakianonikolis	<i>ein einfältiger Bauer</i>
Pater Zacharias	<i>ein Mönch</i>
Lenjo	<i>Klageweib</i>

I

Ich begegnete ihm zuerst im Piräus. Ich war zum Hafen hinabgegangen, um den Dampfer nach Kreta zu nehmen. Der Morgen dämmerte. Ein heftiger Schirokko wehte, und die Salzwasserspritzer flogen bis zum kleinen Kaffeehaus.

Die Glastüren waren geschlossen. Der Raum roch nach Menschen und Salbeitee. Draußen war es kalt, und die Scheiben waren vom Atem der Gäste beschlagen. Fünf, sechs Seeleute, die sich in ihre kaffeebraunen Blusen aus Ziegenhaar verkrochen, tranken Kaffee oder Salbeitee und blickten durch die trüben Scheiben auf das Meer.

Die Fische waren vom Peitschen des Sturms betäubt und hatten sich auf den stillen Grund geflüchtet. Sie warteten, daß sich das Meer droben wieder glättete, und auch die Fischer, die in den Kaffeehäusern eng beieinander hockten, warteten auf das Ende des Unwetters, daß sich die Fische beruhigten und wieder anbissen. Die Seeszungen, Wasserskorpione und Rochen kehrten von ihren nächtlichen Raubzügen zurück, um sich schlafen zu legen. Der Tag brach an.

Die Glastür öffnete sich, und ein kleiner, sonnenverbrannter Hafenarbeiter trat ein, ohne Mütze, barfuß und von Straßenkot bespritzt.

»He, Konstantis«, rief ein alter Seebär im himmelblauen Überrock, »wie geht's?«

Konstantis spuckte grimmig auf den Boden.

»Wie soll's gehen?« erwiderte er. »Tagsüber Kaffeehaus, abends zu Haus. Tagsüber Kaffeehaus, abends zu Haus! Siehst du, das ist mein Leben. Nix zu tun!«

Einige lachten, andere fluchten und schüttelten den Kopf.

»Das Leben ist ein Gefängnis«, sagte ein schnurrbärtiger Mann, der seine Studien beim Karagöz gemacht hatte, »ein lebenslangliches Gefängnis, verflucht noch mal!«

Ein sanftes blaugrünes Licht tränkte die schmutzigen Scheiben, drang in das Kaffeehaus, hängte sich an Hände, Nasen und Stirnen und sprang auf den Schanktisch, daß die Flaschen Feuer fingen. Das elektrische Licht verblaßte. Der übernächtige Wirt streckte gähmend die Hand nach dem Schalter und knipste es aus.

Alles schwieg einen Augenblick. Die Augen hoben sich und blickten in den kotigen Tag hinaus. Man vernahm das Brüllen der Brandung und im Kaffeehaus das Gurgeln der Wasserpfeifen. Der alte Seebär seufzte:

»Wie mag's Kapitän Lemonis gehen? Gott halte seine Hand über ihn.«

Er warf einen scheuen Blick auf das Meer.

»Pfui! Du verdammter Witwenmacher«, knurrte er und biß sich auf den grauen Schnurrbart.

Ich saß in einer Ecke und bestellte, weil ich fröstelte, noch einen Salbeitee. Mich schläferete. Doch wehrte ich mich gegen den Schlaf, die Erschöpfung und die Trostlosigkeit des frühen Morgens. Ich blickte durch die trüben Scheiben auf den Hafen. Er war soeben erwacht und heulte mit allen Schiffssirenen und dem Geschrei der Hafendarbeiter und Bootsleute auf. Je angestrenzter ich hinaussah, um so dichter wurde das Netz aus Meer, Regen und Fernweh, dessen Maschen mein Herz umschnürten. Ich richtete meine Augen auf den schwarzen Bug eines großen Dampfers, dessen Rumpf noch in Nacht getaucht war. Es regnete, und ich sah, wie die Regenfäden den Himmel mit dem Straßenkot verknüpfen.

Ich blickte auf das dunkle Schiff, die Schatten, den Regen. Meine Vergangenheit nahm Gestalt an. Die Erinnerungen stiegen auf. Aus dem Dunst trat, ein Gewebe aus Regen und Sehnsucht, das Antlitz meines liebsten Freundes hervor. Wie lange war es her? Im letzten Jahr? In einem anderen Leben? Gestern? Wann war ich zu diesem Hafen hinabgegangen, um von ihm Abschied zu nehmen? Auch damals, erinnere ich mich, herrschten Regen und Kälte und das gleiche Frühlicht. Und wiederum zuckte mein Herz und lief über.

Der langsame Abschied von geliebten Menschen ist Gift. Besser bleibt man allein, denn Einsamkeit ist das natürliche Klima des Menschen. Doch an jenem regnerischen Morgen konnte ich mich nicht von meinem Freunde losreißen. (Später begriff ich, leider zu spät, warum.) Ich hatte ihn an Bord begleitet und saß in seiner Kabine, seine Koffer standen umher. Lange betrachtete ich ihn durchdringend, wenn er abgelenkt war. Es war, als wollte ich mir seine Gesichtszüge einzeln einprägen – die leuchtenden blaugrünen Augen, das volle junge Gesicht mit seinem feinen und stolzen Aus-

druck und vor allem seine edlen Hände mit den langen Fingern. Plötzlich ertappte er mich bei einem jener Blicke, die ihn brennend umfaßten. Er wandte sich mit jener spöttischen Miene um, die er jedesmal aufsetzte, wenn er eine innere Bewegung verbergen wollte. Er sah mich an und verstand. Und um dem Trennungsschmerz auszuweichen, fragte er mich mit ironischem Lächeln:

»Wie lange noch?«

»Was heißt: wie lange noch?«

»... wirst du Papier kauen und dich mit Tinte beschmieren? Komm in den Kaukasus mit! Dort sind Tausende unserer Rasse in Gefahr. Laß sie uns retten.«

Er lachte, als spotte er seines erhabenen Planes.

»Vielleicht retten wir sie nicht«, fuhr er fort. »Aber wir retten uns selbst, wenn wir uns bemühen, sie zu retten. Nicht wahr? Du predigst das doch? ›Die einzige Methode, sich selbst zu retten, besteht in der Bemühung um andere‹ ... Also los, Herr Schulmeister, ich nehme dich beim Wort ... Komm!«

Ich antwortete nicht. Heilige Erde des Orients, du alte Göttermutter, du stolzer Schrei des Prometheus, der an den Felsen geschmiedet war ... Abermals war unsere Rasse in jenen Jahren an die gleichen Felsen gefesselt und schrie um Hilfe in der Gefahr, und wieder rief sie nach einem ihrer Söhne, um sie zu retten. Ich aber hörte sie untätig an, als wäre der Schmerz nur ein Traum und das Leben eine ergreifende Tragödie, in der es nur ein Beweis von Grobheit und Einfältigkeit ist, sich auf die Szene zu stürzen und mitten in der Handlung Partei zu ergreifen. Ohne eine Antwort abzuwarten, erhob sich mein Freund. Der Dampfer piffte bereits zum drittenmal. Er hielt mir die Hand hin und verbarg von neuem seine Bewegung hinter einem leichten Spott.

»Auf Wiedersehen, papierverschlingende Maus!« sagte er.

Seine Stimme zitterte. Er wußte, daß es zum Schämen ist, wenn man sein Herz nicht in der Gewalt hat. Tränen, zärtliche Worte, aufgeregte Gebärden, Vertraulichkeiten waren für ihn etwas Häßliches, Menschenunwürdiges. Niemals hatten wir bei aller Liebe je miteinander ein zärtliches Wort gewechselt. Wir spielten und balgten uns wie die wilden Tiere. Er ein feiner, ironischer, gesitteter Mensch, ich ein Barbar. Er, beherrscht wie er war, schöpfte alle

Äußerungen seiner ruhigen Seele aus seinem Lächeln, ich dagegen, in meiner Unbeherrschtheit, ließ mich immer wieder von einem unpassenden, wilden Lachen fortreißen.

Auch ich versuchte, meine Unruhe mit einem harten Wort zu tarnen, aber ich genierte mich. Nein, ich genierte mich nicht, ich brachte es einfach nicht fertig. Ich drückte seine Hand, hielt sie fest und ließ sie nicht los. Verlegen blickte er mich an.

»Abschiedsschmerz? Gemütsbewegung?« sagte er, indem er zu lächeln suchte.

»Ja«, entgegnete ich gelassen.

»Warum? Haben wir uns darüber nicht schon unterhalten? Sind wir uns nicht schon seit Jahren einig? Wie nennen es deine geliebten Japaner? Futoschin! Das heißt: Apathie, stoische Gelassenheit, das Gesicht eine lächelnde, unbewegliche Maske. Was hinter der Maske vorgeht, ist eine andere Frage.«

»Ja«, antwortete ich, indem ich jede feierliche Redensart zu vermeiden suchte. Ich war mir gar nicht sicher, meiner Stimme mächtig zu bleiben.

An Bord ertönte der Gong, die Besucher sollten die Kajüten verlassen. Ein feiner Regen fiel. Die Luft war geschwängert von leidenschaftlichen Abschiedsworten, heißen Schwüren, langgedehnten Küssen, von letzten Grüßen und Bestellungen ... Die Mutter fiel in die Arme des Sohnes, die Frau in die des Mannes, der Freund in die des Freundes. Als sollten sie sich für immer trennen, als sei dieser kleine Abschied der große letzte. Und das sanfte Echo des Gongs hallte in der feuchten Luft auf dem Bug und dem Heck des Schiffes wie eine Totenglocke wider. Mich schauderte.

Mein Freund beugte sich zu mir.

»Na«, sagte er leise, »hast du Vorahnungen?«

»Ja«, erwiderte ich abermals.

»Du glaubst an solche Märchen?«

»Nein«, antwortete ich mit Bestimmtheit.

»Also?«

Es gab kein Also; ich glaubte nicht, aber ich fürchtete mich. Mein Freund legte seine Linke leicht auf mein Knie. So tat er gewöhnlich in Augenblicken vertrautester Unterhaltung, wenn ich auf einen Entschluß bei ihm drängte. Wenn er sich dann sträubte,

um schließlich einzuwilligen, berührte er immer mein Knie, als wolle er mir sagen: »Ich werde tun, was du willst, dir zuliebe ...« Ein paarmal zwinkerte er mit den Augenlidern. Dann blickte er mich wieder an. Er verstand, daß ich sehr traurig war, und zögerte, von seiner geliebten Waffe – dem Lächeln, diesem spöttischen Lächeln – Gebrauch zu machen ...

»Gut«, sagte er. »Gib mir deine Hand: wenn sich einer von uns beiden in Todesgefahr befindet ...«

Er hielt inne, als ob er sich schäme. Wir hatten uns seit Jahren über solche metaphysischen Flüge lustig gemacht und Vegetarier, Spiritisten, Theosophen und hektischen Kram in denselben Topf geworfen ...

»Also?« fragte ich und suchte seine Gedanken zu erraten.

»Fassen wir es als Spielerei auf«, sagte er schnell, um dem gefährlichen Satz zu entrinnen, in den er sich verstrickt hatte. »Wenn einer von uns beiden sich in Todesgefahr befindet, soll er an den anderen so intensiv denken, daß er ihn benachrichtigt, wo er sich auch befinden mag ... Einverstanden?«

Er versuchte zu lachen, aber seine Lippen waren wie erstarrt und bewegten sich nicht.

»Einverstanden«, sagte ich.

Mein Freund fürchtete, seine Unruhe könne zu sehr auffallen, er fuhr darum hastig fort:

»Ich glaube natürlich nicht an solche seelischen Mitteilungen ...«

»Macht nichts«, murmelte ich. »Meinetwegen ...«

»Gut also, meinerwegen. Tun wir, als ob! Einverstanden?«

»Einverstanden«, antwortete ich wieder.

Das waren unsere letzten Worte. Stumm drückten wir uns die Hände, sehnsuchtsvoll vereinigten sich die Finger und ließen sich jäh wieder los. Ich eilte von Bord, ohne mich umzublicken, als sei die wilde Jagd hinter mir her. Ich wollte den Kopf wenden, um meinen Freund zum letztenmal zu sehen, aber ich beherrschte mich. »Schau dich nicht um!« befahl ich mir. »Schluß.« Wie schlammig, plump, ungehobelt ist doch die Seele des Menschen, wie voller roher, grober Empfindungen! Da ist nichts Reines, nichts Beständiges. Sie vermag nicht, etwas vorherzusehen. Wenn sie das könnte, wie anders wäre dieser Abschied gewesen!

Das Licht nahm zu, jener eine Morgen durchdrang sich mit dem von heute. Das Gesicht meines Freundes stand jetzt klarer vor mir, vom Regen benetzt, unbeweglich, traurig, mitten in der Hafenuft ...

Die See brüllte, die Glastür des Kaffeehauses öffnete sich, und ein Seemann mit breiten Schenkeln, kurzen Füßen und hängendem Schnurrbart trat ein. Freudige Stimmen tönnten ihm entgegen.

»Willkommen, Kapitän Lemonis!«

Ich duckte mich in meine Ecke und suchte meine Seele wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Aber das Gesicht meines Freundes hatte sich schon im Regen gelöst.

Kapitän Lemonis zog seine Holzperlenkette aus der Tasche und spielte damit, gelassen, ernst und still. Ich bemühte mich, nichts zu sehen und nichts zu hören, um das zerflimmernde Bild noch ein Weilchen in mir festzuhalten. Wollte ich noch einmal den Zorn, der mich damals gepackt hatte, den Zorn und die Beschämung erleben, als mein Freund mich »papierverschlingende Maus« genannt hatte? Ich erinnere mich: seit jenem Tage verkörperte sich mir in diesem Wort der ganze Ekel, den ich vor meinem bisherigen Leben empfand. Wie hatte ich mich, obwohl ich das Leben so liebte, verloren! Mein Freund hatte mir an jenem Tage der Trennung dazu verholfen, klarer zu sehen. Zu meiner großen Freude. Jetzt, wo ich die Bezeichnung für mein Elend kannte, war es vielleicht für mich rascher zu überwinden. So als sei es nicht mehr körperlos und unangreifbar, sondern habe Gestalt angenommen.

Jenes Wort meines Freundes hatte sich in mir eingenistet, und seitdem suchte ich nach einem Anlaß, der Tintenkleckerei zu entsagen und mich einem tätigen Leben zu widmen. Das häßliche Nagetier als geistiges Wappen war mir abscheulich. Endlich hatte sich mir vor einem Monat diese Gelegenheit geboten. Ich pachtete an einem Gestade Kretas, an der Küste des Libyschen Meeres, ein aufgelassenes Braunkohlenbergwerk und war jetzt dorthin unterwegs, um so ein Leben mit einfachen Menschen, Arbeitern und Bauern, zu führen, weit weg von der Zunft der papierverschlingenden Mäuse. Ich rüstete mich zur Ausfahrt und war innerlich tief ergriffen, als läge in dieser Reise ein geheimer Sinn. Jedenfalls hatte ich den Entschluß gefaßt, ein anderes Leben zu beginnen. »Bisher, liebe

Seele«, sagte ich mir, »hast du, um satt zu werden, nur die Haut geschmeckt. Von jetzt ab führe ich dich an das Fleisch.«

Ich war bereit. Am Vorabend des Reisetages fand ich beim Ordnen meiner Papiere ein halbvollendetes Manuskript. Ich nahm es in die Hand und schaute es zögernd an: seit zwei Jahren herrschte Aufruhr in meiner Seele, war eine große Sehnsucht in mir, ein Samenkorn: Buddha! Ich fühlte ihn ununterbrochen in mir wachsen und reifen. Er wurde immer größer, schlug aus und klopfte an meine Brust, um sich aus seinem Kerker zu befreien. Und jetzt hatte ich nicht den Mut, die Handschrift wegzuworfen, es war mir einfach unmöglich. Außerdem war es für eine solche Frühgeburt schon zu spät.

In diesem Augenblick, während ich das Manuskript noch unentschlossen in meinen Händen hielt, stand lächelnd mein Freund vor mir in der Luft, voller Ironie und Zärtlichkeit. »Ich nehme es mit!« sagte ich trotzig. »Ich nehme es mit, du brauchst gar nicht so zu lächeln!« Ich wickelte die Blätter sorgfältig ein, wie einen Säugling in seine Windeln, und nahm sie mit.

Die Stimme des Kapitäns Lemonis klang schwer und heiser. Ich war ganz Ohr. Er sprach von den bösen Dämonen, die die Schiffe erklettern und mitten im Sturm die Masten belecken.

»Wenn man sie anfaßt, sind sie weich und klebrig, und die Hände fangen Feuer. Ich strich meinen Schnurrbart und glänzte die ganze Nacht hindurch wie ein Teufel. Die Wogen überfluteten – wie gesagt – das Schiff, und die ganze Kohlenladung stand unter Wasser. Das Frachtgewicht stieg, das Schiff bekam Schlagseite. Aber Gott eilte uns zu Hilfe und schleuderte einen Blitzstrahl. Die Türen der Schiffsluken zersplitterten, und die See füllte sich mit Kohlen. Das Schiff wurde leichter, hob sich und war gerettet. Das ist vorbei!«

Ich zog meinen »Reisegefährten«, den kleinen Danteband, aus der Tasche, zündete meine Pfeife an, lehnte mich an die Wand und machte es mir bequem. Einen Augenblick wußte ich nicht so recht, aus welchem Gesang ich schöpfen sollte. Aus dem siedenden Pech der Hölle, aus der kühlenden Flamme des Fegefeuers? Oder sollte ich mich geradewegs in das höchste Stockwerk der menschlichen Hoffnung begeben? Ich hatte die Wahl. Ich hielt meinen mikroskopischen Dante in den Händen und freute mich über meine Freiheit. Die Verse, die ich wählte, sollten meinen Tageslauf bestimmen.

Ich beugte mich über diese dichteste aller Visionen, um endlich zu einem Entschluß zu kommen, aber es gelang mir nicht mehr. Unruhig reckte ich plötzlich meinen Kopf in die Höhe. Mir war, ich weiß nicht wie, als öffneten sich auf meinem Scheitel zwei Löcher. Ich wandte mich jäh und blickte hinter mich in die Richtung der Glastür. Wie ein Blitzstrahl durchzuckte die Hoffnung meinen Geist: ›Ich werde meinen Freund wiederssehen.‹ Ich war bereit, das Wunder in mir zu empfangen. Aber es war ein Irrtum. Ein Unbekannter von ungefähr fünfundsechzig Jahren, hochgewachsen, hager, mit aufgesperrten Augen, hatte sein Gesicht an die Scheibe gepreßt und blickte mich an. Er hielt ein kleines plattes Bündel unter dem Arm.

Was mir besonderen Eindruck machte, waren seine Augen. Sie waren spöttisch, traurig, unruhig, ganz Feuer. So schien es mir wenigstens. Sobald sich unsere Blicke begegneten, war es, als sei er sich sicher, daß ich der war, den er suchte. Entschlossen öffnete er die Tür. Mit schnellen elastischen Schritten ging er an den Tischen vorbei und blieb vor mir stehen.

»Hast du eine Reise vor?« fragte er mich. »Wohin mit Gott?«

»Nach Kreta. Warum willst du das wissen?«

»Kannst du mich mitnehmen?«

Ich betrachtete ihn aufmerksam. Seine Wangen waren eingefallen, die Kinnbacken kräftig, die Backenknochen standen vor, sein Wuschelhaar war grau, die Augen sprühten Funken.

»Wieso? Was soll ich mit dir anfangen?«

Er hob seine Schultern.

»Wieso? Weshalb?« sagte er spöttisch. »Kann denn der Mensch nicht auch einmal etwas tun ohne ein Wieso? Einfach weil es ihm Spaß macht? Du könntest mich doch, sagen wir, als deinen Koch mitnehmen. Die Zubereitung von Suppen ist meine Spezialität.«

Ich konnte mich vor Lachen nicht halten. Sein burschikoses Benehmen und seine Worte gefielen mir. Auch gegen gute Suppen hatte ich nichts. Es wäre gar nicht so übel, dachte ich, diesen alten Galgenvogel auf meine Reise an das ferne einsame Gestade mitzunehmen. Suppen, angenehme Unterhaltungen ... Wahrscheinlich war er in vielen Häfen vor Anker gegangen, ein zweiter ›Sindbad der Seefahrer‹. Er gefiel mir.

»Was denkst du lange darüber nach?« sagte er und bewegte seinen mächtigen Kopf. »Hast du eine Waage bei dir? Wiegst du alles genau bis aufs Gramm nach? He, entschieße dich doch! Mut!«

Der baumlange, hagere Kerl stand noch immer vor mir, und es ermüdete mich, beim Sprechen den Kopf zu heben. Ich schloß meinen Dante.

»Setz dich!« sagte ich. »Nimmst du einen Salbeitee?«

»Salbeitee?« antwortete er verächtlich. »Wirt! Einen Rum!« Er trank den Rum schluckweise. Jeden einzelnen Schluck behielt er lange und genießerisch im Mund. Dann ließ er ihn langsam hinuntergleiten, um seine Eingeweide zu erwärmen.

»Ein Schlemmer, ein Schwelger«, dachte ich.

»Was hast du für einen Beruf?« fragte ich ihn.

»Alle, die man mit Fuß, Hand und Kopf ausüben kann, alle. Das fehlte noch, daß ich da eine Auswahl treffe.«

»Wo hast du zuletzt gearbeitet?«

»In einem Bergwerk. Du mußt wissen, ich bin ein ausgezeichnete Kumpel. Ich verstehe mich auf Metalle, finde Erzgänge, öffne Stollen, steige in alle Schächte hinab und fürchte mich nicht. Ich arbeitete gut, war Werkführer, hatte mich über nichts zu beklagen. Leider machte mir der Teufel einen Strich durch die Rechnung. Am vergangenen Sonnabend hatte ich einen Zacken. Ausgerechnet an jenem Tage war der Besitzer des Bergwerks zur Besichtigung gekommen. Ich treffe ihn und prügle ihn windelweich.«

»Ja, aber warum denn? Was hatte er dir getan?«

»Mir? Nichts! Wirklich nichts! Ich sah den Mann zum erstenmal. Er verteilte sogar Zigaretten unter uns, der arme Kerl.«

»Na also?«

»Ach, was fragst du da noch! Das paßt mir gerade noch in den Kram, mein Bester. Denke an die Geschichte von der Müllerin! Kennt der Hintern der Müllerin die Rechtschreibung? Der Hintern der Müllerin ist der menschliche Geist.«

Ich hatte zwar schon so manche Definition des menschlichen Geistes gelesen, aber diese war doch die erstaunlichste, sie gefiel mir. Ich sah mir den neuen Kameraden genau an: sein Gesicht war voller Runzeln, zerhackt, wurmstichig, wie zerfressen von Sonnenbränden und Regenschauern. Ein anderes Antlitz machte nach eini-

gen Jahren den gleichen Eindruck eines bearbeiteten, leidenden Holzstücks auf mich: das Gesicht des Panait Istrati.

»Und was hast du da in deinem Bündel? Nahrungsmittel? Kleider? Arbeitsgeräte?«

Er hob seine Schultern und lachte.

»Du kommst mir wirklich wie die Unschuld vom Lande vor«, sagte er. »Nimm mir's nicht übel!«

Er streichelte mit seinen langen harten Fingern das Bündel.

»Nein«, fuhr er fort, »das ist ein Santuri.«

»Ein Santuri! Spielst du denn Santuri?«

»Wenn ich zuweilen aus Geldmangel vor die Hunde komme, treibe ich mich in den Kaffeehäusern umher und spiele Santuri. Dazu singe ich auch einige alte mazedonische Klephtenlieder. Und dann reiche ich das Tablett herum. Schau! Diese Mütze! Sie füllt sich sofort mit Kleingeld.«

»Wie heißt du?«

»Alexis Sorbas. Man nennt mich auch Telegraphenmast, um mich zu verulken, weil ich aussehe wie ein baumlanger Mönch und mein Kopf einem Käsekuchen gleicht. Das ist mir aber ganz gleich! Manche nennen mich auch ›Zakatzuka‹, weil ich früher mal geröstete Kürbiskerne verkaufte. Außerdem heiße ich auch Peronospora; man behauptet, wohin ich auch gehe, wird alles zu Pulver und Staub. Ich habe noch andere Spitznamen, aber davon ein andermal ...«

»Wie hast du Santuri gelernt?«

»Mit zwanzig Jahren. Auf einem Jahrmarkt, in meinem Dorf, hörte ich zum erstenmal Santuri, dort am Fuße des Olympos. Das verschlug mir den Atem. Drei Tage lang konnte ich keinen Bissen in den Mund nehmen. ›Was fehlt dir denn?‹ sagte mir mein Vater, Gott hab ihn selig, ›Ich will Santuri lernen.‹ – ›Bist du ein Zigeuner? Du? Schämst du dich nicht? Du willst ein Musiker werden?‹ – ›Ich will Santuri lernen!‹ Ich hatte damals einige Ersparnisse, um zu heiraten, falls der Augenblick kam. Du siehst, was für ein grüner Junge ich noch war: ich Böcklein wollte heiraten! Also gab ich alles, was ich besaß und nicht besaß, hin und kaufte mir ein Santuri. Das hier! Ich nahm es mit mir, ging nach Saloniki, wurde dort mit einem türkischen Lebemann bekannt, Retsep Effendi, der Unter-

richt im Santuri gab. Ich falle ihm zu Füßen. ›Was willst du, kleiner Grieche?‹ fragt er mich, ›Ich möchte Santuri spielen lernen!‹ – ›Gut! Und warum fällst du mir dann zu Füßen?‹ – ›Ich hab kein Geld, um dich zu bezahlen.‹ – ›Hast du so großes Verlangen danach?‹ – ›Ja.‹ – ›Also gut! Ich brauche kein Geld!‹ Ich blieb ein ganzes Jahr bei ihm und lernte eifrig. Gott möge seine Gebeine heiligen! Ich vermute, daß er schon gestorben ist. Wenn Gott auch Hunden den Eintritt ins Paradies gestattet, dann sollte er auch Retsep Effendi aufnehmen. Seit der Zeit, als ich das Santurispiel lernte, wurde ich ein anderer Mensch. Wenn ich irgendwelche Unannehmlichkeiten habe oder die Armut mich plagt, dann spiele ich Santuri, und mir wird leichter ums Herz. Wenn ich spiele, kann einer mit mir sprechen – ich höre nichts, und höre ich, so kann ich nicht antworten. Ich möchte wohl, aber kann nicht.«

»Aber warum denn, Sorbas?«

»Ja, siehst du, es ist eben eine Leidenschaft!«

Die Tür öffnete sich. Das Rauschen des Meeres drang wieder bis in das Kaffeehaus. Hände und Füße waren verklemmt. Ich drückte mich noch tiefer in meine Ecke, wickelte mich in meinen Mantel ein und fühlte mich unbeschreiblich glücklich.

›Wohin mit mir?‹ dachte ich. ›Hier geht's mir gut. Könnte doch dieser Augenblick Jahre so anhalten!‹

Ich beobachtete den sonderbaren Gast vor mir. Sein Auge hielt mich fest: klein, rund, pechschwarz, mit roten Äderchen auf der Hornhaut. Ich fühlte, wie es mich unablässig durchforschte und ergründete.

»Na, und dann?« sagte ich.

Sorbas hob wieder seine mageren Schultern.

»Lassen wir das!« entgegnete er. »Gib mir lieber eine Zigarette!«

Ich reichte sie ihm. Er nahm aus seiner Westentasche Feuerstein und Zündschnur und zog mit halbgeschlossenen Augen vergnügt an der Zigarette.

»Bist du verheiratet?«

»Bin ich nicht auch ein Mensch?« sagte er nervös. »Bin ich nicht auch ein Mensch? Das heißt ein Blinder? Auch ich stürzte in die Grube, in die auch meine Vorfahren gefallen sind. Von nun an ging es abwärts. Ich baute mir ein Haus, brachte Kinder zur Welt, wurde

Familienvater. Ein geplagter Mensch! Gut, daß ich wenigstens noch mein Santuri habe.«

»Spieltest du drauf zu Haus, um die trüben Gedanken loszuwerden? Es ist doch so, nicht wahr?«

»Aber mein Lieber! Man merkt's, daß du kein Instrument spielst! Was schwätzt du da! Zu Haus gibt's nur Sorgen! Frau und Kinder! Was werden wir essen? Was werden wir anziehen? Was wird aus uns werden? Eine wahre Hölle! Das Santuri braucht ein frohes Herz. Wenn mir meine Frau eine Gardinenpredigt hält, wie kann man da erwarten, daß ich das Santuri in die Hand nehme? Wenn die Kinder hungrig sind und jammern, möchte ich sehen, ob du da Santuri spielen kannst. Beim Santurispiel kann man nur an das Santuri denken. Kapiert?«

Es war mir klar, daß dieser Sorbas der Mensch war, nach dem ich so lange suchte und den ich bisher nicht hatte finden können. Ein lebendiges Herz, eine warme Kehle, eine unverbrauchte große Seele, die sich noch nicht von ihrer Mutter, der Erde, getrennt hatte, wie der Säugling von der Nabelschnur.

Was hieß Kunst, Schönheitssinn, Keuschheit, Leidenschaft – dieser Arbeiter setzte mir das mit einfachen menschlichen Worten auseinander. Ich sah diese Hände, die mit der Spitzhacke und mit dem Santuri in gleicher Weise umgehen konnten – voller Knoten und Falten, verarbeitet und sehnig. Sorgfältig und zärtlich öffneten sie die Hülle, als entkleideten sie eine Frau, und zogen ein altersglattes Santuri hervor, mit vielen Saiten, Verzierungen aus Bronze und Perlmutter und mit einer roten Seidenquaste am Griff. Die dicken Finger streichelten es langsam, leidenschaftlich, wie man eine Frau streichelt. Und dann hüllten sie es wieder ein, wie man einen lieben Körper einhüllt, damit er nicht friere.

»Hier, das ist es!« murmelte er zärtlich und legte es vorsichtig auf den Stuhl.

Die Seeleute stießen jetzt miteinander an und lachten laut. Der Alte klopfte den Kapitän Lemonis vertraulich auf den Rücken.

»Du hattest aber wirklich ein verdammtes Schwein, Kapitän Lemonis, nicht wahr? Wer weiß, wie viele Kerzen du dem heiligen Nikolaus versprochen hast!«

Der Kapitän runzelte seine stacheligen Brauen.

»Jungens, ich schwöre euch beim Meere, als ich den Tod vor mir sah, dachte ich weder an die Großmutter noch an den heiligen Nikolaus. Ich blickte in die Richtung von Salamis, erinnerte mich meiner Frau und rief: ›Ach, Katerina, läge ich doch jetzt in deinem Bett!‹«

Die Seeleute lachten wieder wie närrisch. Auch der Kapitän Lemonis lachte.

»Was ist der Mensch doch für ein Raubtier!« sagte er.

»Der Erzengel mit dem Schwerte steht vor ihm, aber er denkt nur immer an das! Pfui Teufel! Wie gemein!« Er klatschte in die Hände.

»Wirt!« rief er. »Bring den Leuten was zu trinken!«

Sorbas hatte bei dem Gespräch die Ohren gespitzt.

Dann wandte er sich um, blickte auf die Seeleute und schließlich auf mich.

»Er denkt nur immer an das«, sagte er. »Was meint er damit?«

Aber plötzlich ging ihm ein Licht auf.

»Bravo!« rief er begeistert. »Diese Seeleute kennen das Geheimnis, weil sie Tag und Nacht mit dem Tode ringen.«

Er fuhr mit seiner großen Hand durch die Luft.

»Schluß damit! Das ist eine andere Geschichte«, sagte er. »Zurück zu unserem Thema! Soll ich hierbleiben? Soll ich mitkommen? Entschließe dich!«

»Sorbas«, antwortete ich, und nur mit Mühe und Not beherrschte ich mich, um nicht seine Hand zu drücken. »Sorbas, einverstanden. Du kommst mit. Ich habe Braunkohlen auf Kreta, du wirst die Arbeiter beaufsichtigen. Abends strecken wir uns dann am Strand aus – ich habe weder Frau noch Kinder, noch Hunde – und lassen uns Essen und Trinken schmecken. Und du spielst das Santuri. Wenn du Lust hast.«

»Wenn ich Lust habe! Schuften für dich, soviel wie du willst. Dein Sklave! Aber das mit dem Santuri ist was Besonderes. Dieses Instrument ist ein Raubtier, es will Freiheit. Wenn ich dazu aufgelegt bin, werde ich spielen. Sogar singen werde ich. Und tanzen werde ich den ›Seibekiko‹, den ›Chasapiko‹, den ›Pentosali‹. Aber – versteht sich – ich muß dazu aufgelegt sein. Klare Rechnung, du darfst mich nicht zwingen. Dann hast du mich verloren. In der Hinsicht – mußst du wissen – bin ich ein Mensch.«

»Ein Mensch? Was meinst du damit?«

»Na, ein *freier* Mensch.«

»Wirt!« rief ich. »Noch einen Rum!«

»Zwei Rum!« fuhr Sorbas dazwischen. »Du mußt auch einen trinken zum Anstoßen. Salbeitee und Rum passen nicht zusammen. Auch du mußt Rum trinken. Damit unsere Abmachung hält.«

Wir stießen an. Es war schon heller Tag. Die Sirene ertönte. Der Bootsführer, der meine Koffer auf das Schiff gebracht hatte, winkte mir.

»In Gottes Namen, wir müssen los!« sagte ich.

Sorbas bückte sich, nahm das Santuri unter den Arm, öffnete die Tür und trat als erster hinaus.

II

Ein blaues Meer, ein lieblicher Herbst! Die Inseln waren in Licht getaucht. Ein feiner durchsichtiger Regenschleier bedeckte die unsterbliche Nacktheit Griechenlands. Glücklich der Mensch, dachte ich, der vor seinem Tod für würdig befunden wird, das Ägäische Meer zu befahren. Viele Freuden bietet diese Welt – Frauen, Früchte, große Ideen. Doch gibt es, glaube ich, keine Freude, die das menschliche Herz so bewegt, so tief in das Paradies versenken kann, als wenn man, den Namen jeder einzelnen Insel flüsternd, auf einem hellenischen Schiff die Wogen dieses Meeres durchfurcht. Nirgends woanders wird man so friedlich und behaglich aus der Wirklichkeit in den Traum versetzt. Die Grenzen verschwimmen, und die Masten selbst des altersschwächsten Schiffes treiben Knospen und Weintrauben. Man glaubt, hier in Griechenland ist das Wunder die Blüte der Notwendigkeit.

Gegen Mittag hatte der Regen nachgelassen. Die Sonne zerriß die Wolken, zeigte sich erfrischend, zart, neugebadet und hätschelte mit ihren Strahlen die geliebten Gewässer und Küsten. Ich stand am Bug des Schiffes und genoß das Wunder bis zum fernen Horizont.

Hinter mir auf dem Verdeck die Krämerseelen mit den gierigen Augen, die Kirchturmspolitiker mit ihrem Geschwätz, ein verstimm-

tes Klavier, ehrbare giftspritzende Damen – eine übelwollende, monotone Provinzmisere. Es war einem, als müsse man das Schiff an beiden Enden packen, es ins Meer tauchen, gut schütteln, um alle Lebewesen darauf – Menschen, Mäuse, Wanzen – fortzuschwemmen, und es dann wieder leer und frischgewaschen an die Oberfläche bringen. Gleich aber ergriff mich wieder das Mitleid. Ein buddhistisches, kaltes Mitleid, das Ergebnis komplizierter, metaphysischer Gedankengänge. Ein Mitleid nicht nur mit den Menschen, sondern mit der ganzen Welt, die kämpft, schreit, weint, hofft und nicht einsieht, daß alles nur eine Vorspiegelung von Trugbildern des Nichts ist. Mitleid mit den Fahrgästen, Mitleid mit dem Schiff, dem Meer, mit mir selbst, dem Braunkohlenunternehmen und dem Buddhamanuskript, mit allen diesen eitlen Komplexen von Schatten und Licht, die die reine Luft in Aufruhr versetzen und besudeln. Ich beobachtete Sorbas. Er saß, wachsbleich, in Gedanken versunken, am Bug des Schiffes auf einer Taurolle. Er roch an einer Zitrone, spitzte seine langen Ohren und sah zu, wie die Passagiere sich stritten. Die einen waren für den König, die anderen für Venizelos. Er schüttelte seinen Kopf und spuckte aus.

»Alles olle Kamellen!« murmelte er verächtlich, »Sie haben keine Scham im Leib!«

»Olle Kamellen? Was meinst du damit?«

»Na alles das! Könige, Präsidenten, Abgeordnete! Albernes Zeug!«

Für Sorbas waren die Zeitereignisse nur noch »olle Kamellen«, so sehr hatte er alles in sich überwunden. Der Telegraph, das Dampfschiff, die Eisenbahn, die landläufige Ethik, das Vaterland, die Religion erschienen ihm wie ein Haufen Schrott. Seine Seele eilte den irdischen Geschehnissen voraus.

Die Taue an den Masten knirschten, die Küsten tanzten, die Frauen wurden gelb wie Goldmünzen. Sie streckten die Waffen – Schminke, Haarnadeln, Haarkämme –, die Lippen wurden bleich, die Fingernägel blau. Die alten Krähen mauserten sich, die fremden Federn fielen – Schleifen, falsche Brauen, Schönheitspflasterchen, Brusttücher – und wenn man sie so nahe dem Brechreiz beobachtete, überkam einen Ekel und großes Mitleid.

Auch Sorbas wurde gelb und grün, und sein funkelndes Auge trübte sich. Erst gegen Abend wurden seine Augen wieder lebhaft-

ter. Er streckte die Hand aus und zeigte mir zwei hüpfende Delphine, die mit dem Schiff um die Wette schwammen.

»Delphine!« rief er erfreut.

Da bemerkte ich zum erstenmal, daß die Hälfte des Zeigefingers seiner linken Hand fehlte.

»Was hast du da an deinem Finger, Sorbas?« rief ich.

»Nichts!« erwiderte er, verärgert, daß ich nicht genügend auf die Delphine achtete.

»Hat eine Maschine ihn abgehackt?« beharrte ich.

»Eine Maschine? Unsinn! Ich selber habe ihn mir abgeschnitten.«

»Du selbst? Aber warum denn?«

»Ach was! Davon verstehst du doch nichts!« sagte er und hob die Schultern. »Ich habe dir doch schon gesagt, daß ich in allen Künsten bewandert bin. Einmal spielte ich auch Töpfer. Ich war ganz närrisch in diese Kunst verliebt. Du kannst dir gar nicht vorstellen, was es heißt, einen Klumpen Tonerde herzunehmen und daraus alles, was du willst, zu machen. Frrr! surrt das Rad, die Tonerde windet sich wie verrückt, und du stehst dabei und sagst: Ich werde einen Krug, werde einen Teller machen, ich werde einen Leuchter, ich werde den Teufel machen! Das bedeutet Mensch sein, sag ich dir, nämlich Freiheit!« Er hatte die Seekrankheit vergessen. Er biß nicht mehr in die Zitrone, sein Auge wurde wieder klar.

»Also?« fragte ich. »Und der Finger?«

»War mir am Rad nur ein Hindernis. Er stand mir immer im Weg und verdarb mir meine Pläne. Ich nahm also eines schönen Tages das Beil ...«

»Tat es nicht weh?«

»Wieso nicht? Bin ich denn ein Holzklötz? Ein Mensch bin ich, es tat mir schon weh. Er behinderte mich aber, wie gesagt, bei meiner Arbeit. Also weg damit!«

Die Sonne ging unter, die See beruhigte sich allmählich, die Wolken zerstreuten sich. Der Abendstern funkelte am Himmel. Ich blickte auf das Meer, ich schaute auf den Himmel und wurde nachdenklich ... So zu lieben, die Axt zu nehmen, sich ein Glied abzuhacken und zu leiden ... Doch unterdrückte ich meine Bewegung.

»Kein gutes System das, Sorbas!« sagte ich lachend. »So sah einmal, wie die Legende berichtet, ein Asket eine Frau, die seine männlichen Gefühle reizte, er nahm ein Beil und ...«

»Hol ihn der Teufel!« unterbrach mich Sorbas, der erriet, was ich sagen wollte. »Das Ding abhacken! Zum Teufel der Dummkopf! Das harmlose Ding ist doch niemals ein Hindernis.«

»Wieso?« beharrte ich. »Sogar ein großes.«

»Woran soll es mich hindern?«

»In den Himmel zu kommen.«

Sorbas blickte mich spöttisch von der Seite an.

»Aber, du blöder Kerl«, sagte er, »das ist doch gerade der Schlüssel zum Paradies!«

Er hob den Kopf und schaute mir ins Gesicht, als wolle er feststellen, wie ich über das künftige Leben, das Himmelreich, Frauen und Priester dächte. Aber ich glaube, daß er da nicht viel herauslas. Nachdenklich schüttelte er seinen grauen, wurmstichigen Kopf. »Verstümmelte kommen nicht ins Paradies!« sagte er und schwieg.

Ich streckte mich in meiner Kajüte aus und nahm ein Buch zur Hand. Buddha beherrschte immer noch all mein Sinnen und Trachten. Ich las den ›Dialog Buddhas mit dem Hirten‹, der mir in den letzten Jahren Frieden und Sicherheit zu schenken pflegte.

›Der Hirte: – Mein Essen ist gekocht, meine Schafe sind gemolken. Die Tür meiner Hütte ist verriegelt, mein Herdfeuer brennt. Nun magst du, Himmel, regnen, soviel du willst!

Buddha: – Ich brauche keine Speisen und Milch mehr. Die Winde sind meine Hütte, und mein Feuer ist erloschen. Nun magst du, Himmel, regnen, soviel du willst!

Der Hirte: – Ich habe Ochsen, ich habe Kühe, ich habe von den Vätern ererbte Weiden und einen Stier, der meine Kühe bespringt. Nun magst du, Himmel, regnen, soviel du willst!

Buddha: – Ich habe weder Ochsen noch Kühe. Ich habe keine Weiden. Ich habe nichts. Ich fürchte nichts. Nun magst du, Himmel, regnen, soviel du willst!

Der Hirte: – Ich habe eine gehorsame und treue Hirtin. Sie ist seit Jahren meine Frau, und ich freue mich, nachts mit ihr zu spielen. Nun magst du, Himmel, regnen, soviel du willst!

Buddha: – Ich habe eine gehorsame und freie Seele. Seit vielen Jahren richte ich sie dazu ab und lehre sie, mit mir zu spielen. Nun magst du, Himmel, regnen, soviel du willst!»

Noch während diese beiden Stimmen redeten, schlief ich ein. Ein heftiger Wind hatte sich von neuem erhoben, und die Wogen brachen sich am Glas des Bullauges. Ich schwebte, halb eine dichte, halb eine leichte Dampfwolke, zwischen Schlaf und Wachsein. Die Wogen hatten sich in einen Seesturm verwandelt, die Weiden versanken im Meer, die Ochsen, die Kühe, der Stier ertranken. Der Wind riß das Dach von der Hütte und löschte das Herdfeuer. Die Frau schrie laut auf und wälzte sich im Schlamm. Der Hirte stimmte ein Klage lied an und jammerte – ich weiß nicht, was er sagte –, und ich glitt immer tiefer in den Schlaf, wie ein Fisch in das Meer.

Als ich bei Tagesanbruch erwachte, breitete sich rechts vor uns die große, herrscherliche Insel aus, wild und stolz, und die Berge lächelten dampfend und friedlich in der Herbstsonne. Das Meer um uns schäumte indigoblau.

Sorbas, in eine dicke braune Decke gewickelt, konnte sich an der Insel nicht satt sehen. Sein Auge flog von den Bergen zur Ebene und erforschte dann jedes einzelne Gestade. Als ob ihm alle diese Gegenden schon bekannt seien, freute er sich jetzt, im Geiste sie wieder zu betreten.

Ich näherte mich ihm und berührte seine Schulter.

»Sicher kommst du nicht das erste Mal nach Kreta, Sorbas!« sagte ich. »Du beobachtest ja die Insel wie eine alte Freundin.«

Er gähnte faul. Ich merkte, daß er keine Lust hatte, sich zu unterhalten. Ich lachte.

»Hast du keine Lust zum Reden, Sorbas?«

»Das nicht, Chef«, antwortete er, »aber es wird mir schwer.«

»Es wird dir schwer?«

Er antwortete nicht sofort. Langsam schweiften seine Blicke wieder die Ufer entlang. Er hatte auf dem Verdeck geschlafen, und seine grauen Wuschelhaare triefen von Morgentau. All die tiefen Falten auf seinen Wangen, am Kinn und am Hals waren jetzt, da die Sonne aufgegangen war, restlos zu sehen.

Endlich bewegten sich seine dicken Lippen, die wie die eines Ziegenbocks herabhingen.

»Es wird mir schwer, so in aller Frühe meinen Mund zum Sprechen zu öffnen«, sagte er. »Verzeihung!«

Er schwieg und stierte wieder mit seinem runden Auge auf Kreta.

Die Schiffsglocke rief zum ersten Frühstück. Aus den Kajüten krochen chlorgrüne, zerknitterte Gesichter. Frauen mit zerzausten Frisuren schwankten taumelnd von Tisch zu Tisch. Sie rochen nach erbrochenen Speisen und Kölnisch Wasser, und ihre Augen waren trübe, schreckensweit und blöde.

Sorbas saß mir gegenüber und schlürfte seinen Kaffee mit tierischem Behagen. Er strich sein Brot mit Butter und Honig und aß. Es war ihm leichter ums Herz, sein Gesichtsausdruck wurde milder, sein Mund schien zu lächeln. Ich beobachtete mit heimlicher Freude, wie er allmählich nach dem Schlaf und der Ruhe lebhafter wurde und seine Augen an Glanz zunahmen.

Er zündete sich eine Zigarette an, sog gierig daran, und seine behaarten Nasenlöcher bliesen blaue Wölkchen in die Luft. Er krümmte sein rechtes Bein und setzte sich mit gekreuzten Füßen nieder. Jetzt war es soweit, daß er reden konnte.

»Ob ich zum erstenmal nach Kreta komme?« begann er mit halbgeschlossenen Augen und blickte aus dem Fenster in die Ferne zum Ida hinüber, der nach und nach hinter uns verschwand. »Nein, es ist nicht das erste Mal. Man schrieb 96, ich war in den besten Mannesjahren. Mein Bart und Haar hatten noch ihre echte Farbe, pechschwarz. Ich besaß noch meine zweiunddreißig Zähne. Wenn ich mich betrank, aß ich zuerst die Pasteten, dann den zugehörigen Teller. Und ausgerechnet damals wollte der Teufel, daß mal wieder ein Aufstand auf Kreta ausbrach.

Ich war damals Hausierer. Ich wanderte in Mazedonien von Dorf zu Dorf, verkaufte Kurzwaren und tauschte dafür Käse, Wolle, Butter, Kaninchen und Mais ein, die ich wiederverkaufte und so das Doppelte verdiente. In jedem Dorfe kannte ich, wenn der Abend kam, ein Haus zum Übernachten – in jedem Dorfe findet sich immer eine mitleidige Witwe. Ich gab ihr also eine Zwirnrolle oder einen Kamm oder ein Kopftuch, natürlich ein schwarzes, wegen des seligen Gemahls, und ich legte mich mit ihr schlafen. Das kostete nicht viel.

Also wie gesagt, so wollte es der Teufel, die Kreter griffen wieder zur Flinte. »Verflucht!« sagte ich. »Kann denn dieses Kreta uns nicht endlich in Ruhe lassen?« Ich ließ die Zwirnrollen und die Käbme im Stich, nahm eine Knarre, vereinigte mich mit anderen Tagedieben, und wir brachen nach Kreta auf.«

Er schwieg. Wir fuhren eben einen sandigen ruhigen Strand entlang. Die Wogen drangen hier ohne Aufprall in eine kleine Bucht und hinterließen nur einige Schaumflocken auf dem Ufer. Die Wolken hatten sich verzogen, die Sonne strahlte, und das wilde Kreta lächelte friedlich.

Sorbas wandte sich mir wieder zu und blickte mich spöttisch an.

»Chef, du darfst ja nicht glauben, daß ich mich nun hinsetze und dir ausführlich berichte, wie vielen Türken ich den Kopf abgeschlagen und wie viele türkische Ohren ich in Spiritus gelegt habe, wie es in Kreta üblich ist. Nichts davon! Hab keine Lust. Ich schäme mich. Jetzt, wo ich vernünftig geworden bin, denke ich oft darüber nach, wie furchtbar es doch ist, einem Menschen, der einem nichts zuleide getan hat, die Nase abzuschneiden, das Ohr abzureißen, den Bauch aufzuschlitzen und dabei noch Gott anzuflehen, »unsere Waffen zu segnen«, das heißt, ihm zuzumuten, ebenfalls Nasen und Ohren abzuschneiden und Bäuche aufzuschlitzen.

Damals kochte mir freilich, wie du siehst, das Blut in den Adern. Wie hätte ich mir über so etwas Gedanken machen sollen! Die richtigen, die ehrlichen Gedanken brauchen Ruhe, Greisenalter, Zahnlosigkeit. Wenn du keine Zähne mehr hast, ist es keine Kunst zu sagen: »Schämt euch, Jungens, beißt euch nicht!« Aber wenn du noch deine zweiunddreißig Zähne hast ... Der Mensch ist in seiner Jugend ein Raubtier, ein wildes Raubtier, und er frißt Menschen!«

Er wiegte den Kopf.

»Er ißt auch Lämmer und Hühner und Ferkel«, fügte er hinzu und zerdrückte die Zigarette auf der Untertasse. »Aber wenn er nicht auch einen Menschen verzehrt, wird er nicht satt. Nein, er wird nicht satt. Was meinst du, gelehrtes Haus?«

Aber ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er mit prüfenden Blicken fort: »Was kannst du auch sagen? Wie ich verstehe, haben Euer Hochwohlgeboren niemals gehungert, niemals gemordet, niemals Ehebruch getrieben. Was weißt du also von der Welt?

Gehirnerweichung, der Sonne ausgesetztes Fleisch ...« murmelte er mit offener Verachtung.

Und ich schämte mich meiner feinen Hände, meines blassen Gesichtes, meines harmlosen Lebens.

»Meinetwegen«, sagte Sorbas und strich herablassend mit der flachen Hand über den Tisch, als wolle er mit einem Schwamm eine Wandtafel abwischen. »Meinetwegen. Eins möchte ich doch nur noch fragen. Du wirst wohl schon einen ganzen Koffer voll Schmöcker gelesen haben, du kannst es vielleicht wissen ...«

»Gut! Sprich, Sorbas!«

»Hier handelt es sich um ein Wunder, Herr ... um ein ganz merkwürdiges Wunder, so daß mir der Verstand stillsteht. Alle diese Schandtaten, diese Plündereien und Metzereien, die wir Rebellen leisteten, brachten den Prinzen Georg nach Kreta und schenkten uns die Freiheit.« Er stierte mich mit aufgerissenen erstaunten Augen an.

»Eine mysteriöse Geschichte!« murmelte er. »Eine seltsame Geschichte. Für den Triumph der Freiheit in der Welt sind Mord und Totschlag nötig. Wenn ich dir nämlich alle Schandtaten aufzählen wollte, die wir damals begingen, würden dir die Haare zu Berge stehen. Und doch, was war das Resultat? Die Freiheit! Anstatt daß der liebe Gott seinen Blitzstrahl gegen uns schleuderte, schenkte er uns die Freiheit! Das kann ich nicht kapieren.«

Er schaute mich hilflos an. Man merkte, daß ihn dieses Problem sehr quälte und daß er mit ihm nicht zu Rande kam.

»Verstehst *du* das?« fragte er beklommen.

Was sollte ich davon verstehen? Was sollte ich ihm antworten? Entweder gibt es das, was wir Gott nennen, nicht, oder Gott liebt Mord und Schandtaten. Oder das, was wir mit Mord und Schandtaten bezeichnen, ist für das Ringen um die Freiheit in der Welt unentbehrlich ...

Ich bemühte mich, für Sorbas eine andere, einfachere Erklärung zu finden. »Wie wächst und gedeiht aus Mist und Dreck eine Blume?« sagte ich. »Nehmen wir an, Sorbas, der Mensch sei der Mist und die Freiheit die Blume.«

»Gut! Aber das Samenkorn!« entgegnete er, mit der Faust auf den Tisch schlagend. »Damit die Blume wächst, ist das Samenkorn not.

Wer hat denn ein solches Samenkorn in unsere dreckigen Eingeweide gelegt? Und warum entsteht dann nicht aus diesem Samenkorn die Blume der Güte und Ehrenhaftigkeit? Warum verlangt es Blut und Dreck?»

Ich schüttelte den Kopf.

»Ich weiß nicht«, sagte ich.

»Wer weiß es?»

»Niemand.«

»Ja«, rief Sorbas verzweifelt und blickte grimmig um sich, »was aber habe ich dann von Dampfschiffen, Maschinen und steifen Krügen?»

Zwei, drei von der Seekrankheit ziemlich erledigte Passagiere, die am Nebentisch saßen und Kaffee tranken, lebten wieder auf, ahnten einen Krach und spitzten die Ohren.

Sorbas paßte es nicht, daß man ihm zuhörte, er dämpfte die Stimme. »Lassen wir das!« sagte er. »Wenn ich daran denke, ist mir, als müsse ich alles, was ich in die Hand bekomme, kaputtschlagen, jeden Stuhl, jede Lampe, oder meinen Schädel gegen die Wand. Und hernach? Was habe ich davon? Hol mich der Teufel! Entweder muß ich den angerichteten Schaden bezahlen, oder ich gehe in die Apotheke, um meinen Kopf verbinden zu lassen. Und wenn es einen Gott gibt, um so schlimmer. Dann ist alles futsch! Er wird mir vom Himmel zuschauen und vor Lachen platzen.«

Jäh erhob er seine Hand, als verjage er eine lästige Fliege.

»Mit einem Wort!« sagte er gelangweilt. »Was ich dir sagen wollte, ist folgendes: Als das königliche Schiff im Flaggenschmuck in den Hafen einfuhr und die Kanonen erdröhnten und der Prinz seinen Fuß auf kretischen Boden setzte ... Hast du jemals ein Volk in seiner kollektiven Verrücktheit toben sehen, im Anblick der Freiheit? Nein? Dann bist du blind geboren, mein Bester, und wirst blind sterben. Ich, und wenn ich tausend Jahre leben sollte und nur noch ein kleines Stück Fleisch zum Leben hätte, ich könnte das, was ich an jenem Tage erlebte, nie wieder vergessen. Und wenn es jedem Menschen möglich wäre, sich sein Paradies im Himmel auszusuchen, nach seinem Geschmack – so müßte es sein! Das heißt Paradies! –, ich würde zu Gott sagen: ›Laß, lieber Gott, mein Paradies ein mit Myrten und Flaggen geschmücktes Kreta sein! Laß den

Augenblick, in dem der Fuß des Prinzen Georg Kreta betritt, ewig währen. Ich will nichts anderes von dir.«

Sorbas schwieg von neuem. Er strich seinen Schnurrbart, füllte sich bis zum Rand ein Glas mit eiskaltem Wasser und trank es in einem Zug.

»Was war denn in Kreta los, Sorbas? Sprich!«

»Wollen wir Phrasen dreschen?« sagte er aufgeregt. »Ich sage dir doch, diese Welt ist mysteriös und der Mensch ein großes Vieh. Ein großes Vieh und ein großer Gott. Einer von den Insurgenten, ein Verbrechertyp, der mit mir zusammen aus Mazedonien nach Kreta gekommen war – Jorgaros hieß er – und der den Galgen hundertmal verdient hatte, ein schmutziges Schwein, weinte eines schönen Tages. ›Was flennst du, Jorgaros, sagte ich ihm, und auch meine Augen fließen wie die Brunnlein. ›Warum weinst du, du Saul! Er aber umarmte mich, schleckte mich ab und weinte wie ein kleines Kind. Dann zog der Geizkragen seinen Geldbeutel, leerte in seine Schürze die Goldstücke, die er den erschlagenen Türken bei der Plünderung ihrer Häuser gestohlen hatte, und warf sie mit vollen Händen in die Luft. Hast du es jetzt kapiert, Chef? Das ist die Freiheit!«

Ich erhob mich und stieg auf die Kommandobrücke, um frische Luft zu schöpfen.

Das ist die Freiheit, dachte ich. Eine Leidenschaft haben, Goldstücke sammeln und dann auf einmal die Leidenschaft überwinden und den Schatz in alle vier Winde verstreuen! Sich von einer Leidenschaft befreien, indem man einer anderen, höheren gehorcht ... Aber ist das nicht ebenfalls eine Sklaverei? Sich für eine Idee, für seine Rasse, für Gott zu opfern? Oder wird nicht, je höher der Herr steht, der Strick unserer Knechtschaft desto länger? Und dann tummeln wir uns, spielen und springen auf einer geräumigen Tenne und sterben, ohne jemals das Ende des Strickes zu finden. Und das nennen wir Freiheit?

Am Nachmittag erreichten wir unser sandiges Gestade. Ein weißer, feinkörniger Sand, Oleanderbüsche, die noch blühten, Feigenbäume, Johannisbrotbäume und weiter rechts ein niedriger, grauer, baumloser Hügel, der dem umgedrehten Gesicht einer Frau glich.